

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1956

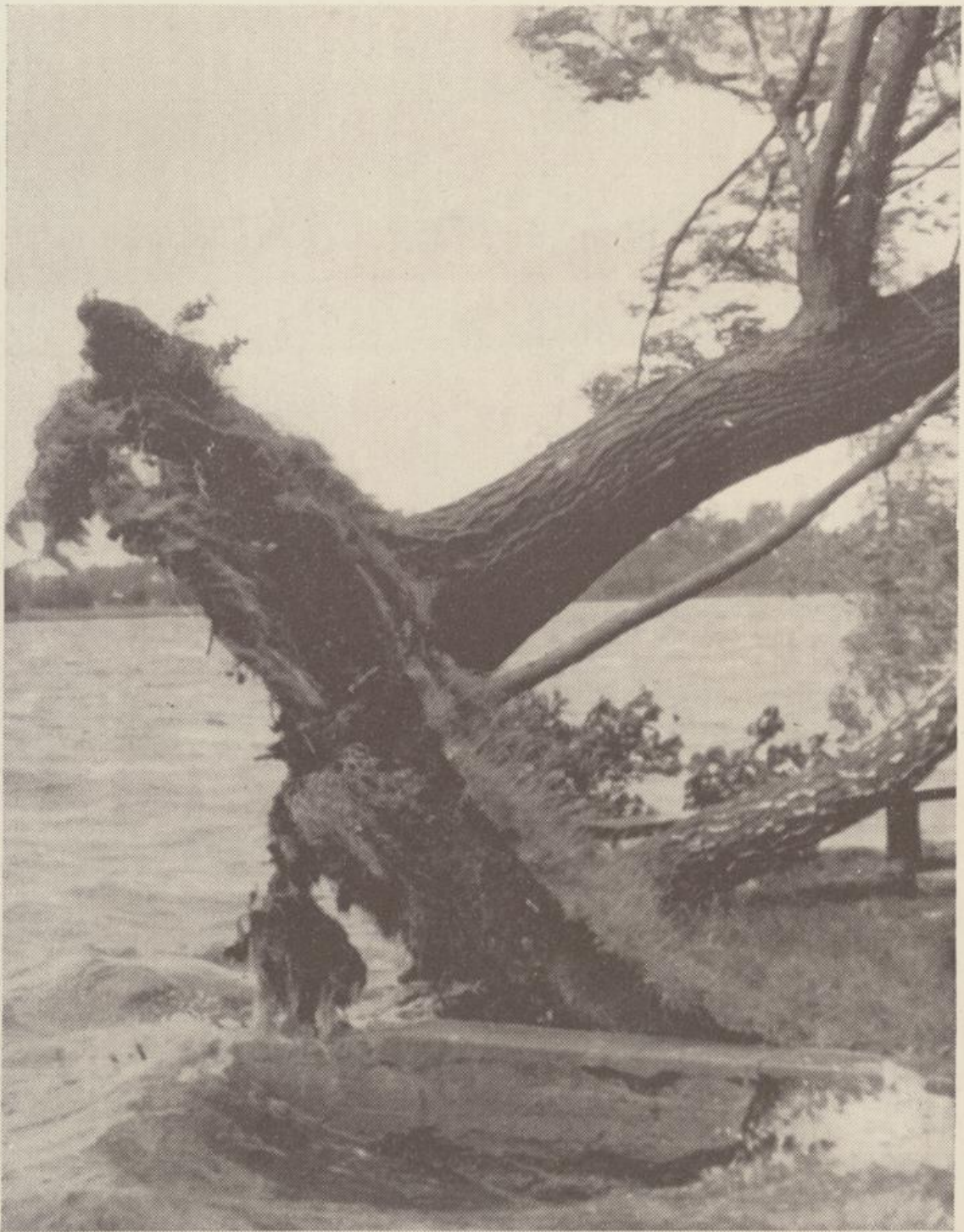
11 (1956)

Unsere

HEIMAT

Blätter aus der Prignitz





*Die Spitze der kleinen Halbinsel neben der Badeanstalt wurde von dem
Wurzelgeflecht der umgestürzten Bäume emporgehoben*

KURT VON RÖNNE

Herbst

Am Morgen hockt der Nebel in den Gassen,
und oftmals steigen blaue Tage auf,
die Heide will im letzten Blühn verblassen,
und stiller zieht der Fluß nun seinen Lauf.

Kein Badender belebt mehr seine Ufer.
Von Birken fällt das erste fahle Laub.
Verstummt sind nun des Sommers helle Rufer,
und manche Hoffnung wurde wohl zu Staub.

In vielen Zimmern brennen Abendfeuer,
die Sonne still am Horizont verglüht.
Und Bücher füllen eine Abendfeier,
indes die Nacht aus Dämmerung erblüht.

Eine Gemeinschaft und ihre Tätigkeit

In Perleberg haben etwa seit 1952 Arbeitsgemeinschaften für bildende Kunst bestanden, die von Bundesfreund Professor Bertl bzw. Bundesfreund H. Seiler geleitet wurden. Die Arbeitsgemeinschaften haben nie einen größeren Besucherkreis gehabt, dafür aber einen um so beständigeren.

Zur Zeit besteht in Perleberg eine Arbeitsgemeinschaft Bildende Kunst, die sich einerseits die Aufgabe gestellt hat, die zeichnerischen und male-
rischen Fähigkeiten ihrer Mitglieder durch intensive Studienarbeit zu entwickeln und zu verbessern, zum anderen durch Auseinandersetzungen mit Problemen der Kunst eine wichtige gesellschaftliche Erziehungsarbeit zu leisten. Das geschieht in Form von Vorträgen und Aussprachen, die meist durch entsprechendes Anschauungsmaterial unterstützt werden. Hier ist eine rege Beteiligung aller Teilnehmer festzustellen. Die Beliebtheit gerade dieser Abende geht aus der Tatsache hervor, daß diese „theoretischen“ Abende auch von Bundesfreunden und Gästen besucht werden, die selbst nicht zeichnen. Behandelt wurden bisher Themen über die Entwicklung der Kunst, die, sich aufeinander aufbauend, von der Urgeschichte des Menschen und seinen ersten künstlerischen Äußerungen über die vier großen Stilepochen der Romantik, Gotik, Renaissance und des Barock erstreckten. Dabei wurde besonders von Merkmalen ausgegangen, die die künstlerische Entwicklung in Deutschland aufzeigten. Die Arbeitsgemeinschaft arbeitet aber nicht nur für sich im kleinen Kreise, die erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten einzelner Mitglieder wirken in populärwissenschaftlichen Vorträgen und Aussprachen unter der Bevölkerung des Kreises weiter. So wurden z. B. viele Vorträge über die Sempergalerie wie auch über einzelne Maler gehalten. Das Interesse der Bevölkerung an diesen Vorträgen ist groß; dieses jedoch weiterzuentwickeln und Verständnis in Bevölkerungskreisen zu finden, die bisher noch nicht mit künstlerischen Fragen in Be-

rührung kamen, ist eine große und dankbare Aufgabe der Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft. Das soll auch gleichzeitig eine kritische Bemerkung sein, es ist die schwächste Seite unserer Arbeit — noch nicht alle Mitglieder sehen es als ihre Aufgabe an, so viel Menschen wie möglich für die Kunst zu begeistern. Letzten Endes soll ja unsere Arbeit nicht in einem Ästhetentum vergangener Zeiten gipfeln, sondern eine lebendige Verbindung zum Volke schaffen, aus dem wir kommen und für das wir arbeiten.

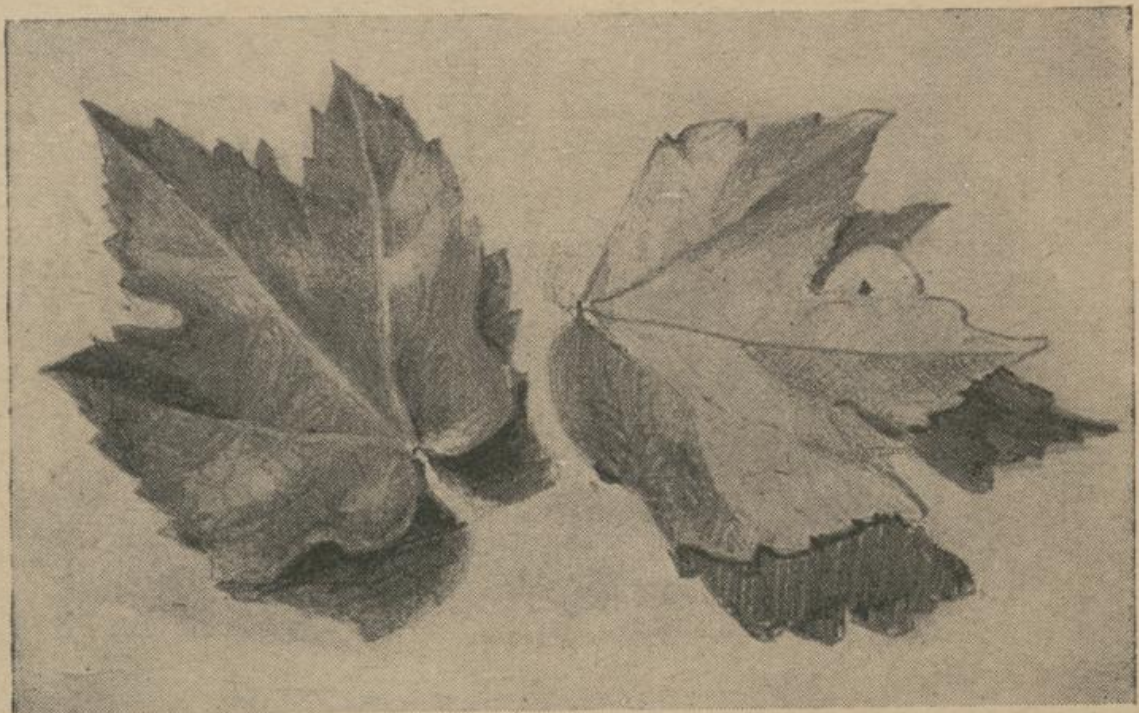


Zeichnung: K. H. Kuhn

Doch bin ich der Meinung, daß diese Überzeugung und Tätigkeit mehr und mehr Raum gewinnen wird mit der Festigung des eigenen Wissens und der erworbenen Fähigkeiten der Mitglieder unserer Gemeinschaft.

In geschmackbildender Hinsicht kommt der Zeichen- und Malarbeit eine große Bedeutung zu. Die Dinge richtig zu sehen (ich meine die uns umgebenden Gegenstände, Mensch, Tier und Landschaft) bedeutet gleichzeitig Kampf gegen Kitsch und Geschmacklosigkeit, die uns jetzt leider noch auf Schritt und Tritt begegnen. So war auch der Artikel eines unserer Mitglieder über dieses Thema in dieser Zeitschrift zu verstehen.

So kann also eine Gemeinschaft von Menschen, und sei sie noch so klein, die aber beseelt ist von dem Willen, mitzuhelfen an der schönen Aufgabe der Erziehung und Vervollkommnung der Menschen, Großes leisten.



Zeichnungen: H. Seller



Zeichnung: H. Seiler

Die Burgen der Prignitz

Fortsetzung

Die vierte dieser Grenzburgen war Burg Neuhausen, sie lag am Karwebach, der bei Bresch entspringt und von Klüß (Klause) an bis zu seinem Eintritt in die Löcknitz die Grenze bildet. Die Burg kontrollierte die Heer- und Handelsstraße von Perleberg nach Parchim-Lübeck, diese lief über Wüstenbuchholz, Klockow und Neuhausen und zeigt noch heute zum Teil die erstaunliche Breite der mittelalterlichen Straßen. Nachdem die Perleberger 1310 die alte Gänseburg in ihren Mauern gekauft hatten, wurde hier die Neue Burg (novum castrum) erbaut. Sie wird 1318 urkundlich erwähnt. Da das Land Perleberg unmittelbar dem Markgrafen gehörte, konnte sie von diesem verpfändet werden. Als Pfandinhaber finden wir 1345 einen Lobeck, 1353 den Herzog von Sachsen-Lauenburg, 1360 gab Markgraf Ludwig II., der mit Ingeborg von Mecklenburg verheiratet war, die Burg seiner Gemahlin als Leibgedinge. 1437 wurde sie von dem mecklenburger Herzog erobert, kam aber schon im nächsten Jahr an Brandenburg zurück, seit 1438 waren hier die Rohr wohl als Pfandbesitzer ansässig.

Im Winkel zwischen den erwähnten beiden Fernstraßen Perleberg—Stavenow—Grabow und Perleberg—Neuhausen, nicht weit von der Stadt, stand die Burg Quitzow, die beide Straßen kontrollieren konnte. Sie wird zuerst erwähnt im letzten Jahr Woldemars 1319, die Quitzows gehörten nicht zum Hochadel, 1319 werden sie als „Mannen“ der Gänse erwähnt. Die Quitzows kamen erst unter den Luxemburgern hoch, ihr Kampf gegen die Hohenzollern ist bekannt, um 1400 finden wir sie in Quitzöbel, dem Elbübergang der Wilsnackpilger, 1438 in Stavenow, 1448 in Grube, 1454 in Kletzke*), 1493 in Karstädt, Moor, Boberow, Blüthen, auf der Eldenburg, später noch an mehreren Orten. Der erste Quitzow ist bezeugt 1271, der letzte starb 1824 zu Kuhdorf.

*) Anmerkung der Schriftleitung: Rudloff berichtet in seiner Arbeit über die Quitzows, daß die Burg Kletzke 1390 von den Herzögen von Lauenburg und Lüneburg mit 1100 Mann belagert wurde, daß die Quitzows als Burgherren aber siegreich blieben.



Havelberg nach dem Kupferstich von Merian

Die Burg des Bischofs von Havelberg war der befestigte Dombezirk; noch auf dem aus protestantischer Zeit (1652) stammenden Stich von Merian sehen wir diesen Bezirk ummauert und sogar von Wällen und Bastionen umgeben. Im Todesjahr Woldemars kam die Plattenburg an die Bischöfe. Nachdem 1383 die Pilgerzüge nach Wilsnack begonnen hatten, erhielt die Burg erhöhte Bedeutung als Kontrollpunkt für die Pilgerzüge, die von Kyritz her kamen, zugleich war hier der Übergang der Straße Werben—Quitzebel—Kletzke—Pritzwalk über die Karthane. Hier mag schon eine slawische Burg gestanden haben, der Name ist slawisch, plot bedeutet Zaun oder Palisade, es war ursprünglich also eine Befestigung, die aus Pfählen bestand. Beim Tode des letzten Bischofs 1548 umfaßte der Komplex Plattenburg—Wilsnack sieben ganze Dörfer und viele Hufner, Bauern mit Hand- und Spanndiensten, sowie Pächte und Gerichte in einer großen Zahl von Ortschaften. Dies alles kam 1560 an die Saldern, die bis 1808 hier kleine Landesherren waren, 1945 verschwanden sie.

Bei Kletzke laufen die Straßen von Quitzebel und von Havelberg her zusammen, es ist eine richtige Straßenklemme. Von der Quitzowburg sind noch ansehnliche Reste erhalten. Wann sie in den Besitz des Geschlechtes gekommen ist, weiß man nicht. Das Dorf wird schon 1275 erwähnt. 1454 ist ein Dietrich von Quitzow „wanhaftig tho Klytzke“, 1488 werden die Grenzen zwischen Kletzke und der Plattenburg geregelt. Die Burg hat den 30jährigen Krieg überstanden, geriet dann aber in Verfall.

Die Burg Krampfer lag auf dem Wege von Pritzwalk nach Wilsnack, die Straße ging über Giesensdorf, Guhlsdorf, Rambow, Groß-Werzin, Grube. Auch Krampfer gehörte den Quitzows.

Eine ähnliche Bedeutung wird Mesendorf gehabt haben, hier steht noch die Ruine eines „Festen Hauses“ der Quitzows, das 1319 erwähnt

wird. Es ist eine kleine mit Graben umgebene fast quadratische Anlage.

Die Burg Pritzwalk lag wahrscheinlich an der Nordwestecke der Stadt. Ob die ersten Gründer die Gänse waren, steht nicht fest, jedenfalls ist Pritzwalk 1256 markgräfllich. Wie Havelberg und Kyritz gelang es auch Pritzwalk, das markgräfliche Vogtschloß aus der Stadt zu entfernen, der Vogt ist wohl in die Meyenburg gegangen.

An der uralten Heerstraße Havelberg—Wittstock—Mirow—Stettin oder Wolgast lag Kyritz. Hier war der Übergang über die Jägelitz, den „Entenfluß“. Südlich des heutigen Friedhofs lag zwischen zwei Flußarmen in typischer Lage, die sich in Wittstock wiederholt, die alte Slawenburg. Als 1150 die Deutschen kamen, zogen sie dem nassen Gelände einen flachen Hügel vor, auf dem die heutige Stadt steht. Die deutsche Burg, von der nichts übrig ist, lag unmittelbar neben dem Südtor der neuen Stadt. Später wohnte hier noch der Scharfrichter. Um 1305 verließ der landesherrliche Vogt die Burg und zog in die Burg Fretzdorf.

Abseits vom Wege liegt H o r s t bei Dahlhausen, man kann es kaum noch zu den mittelalterlichen Burgen rechnen, erst seit 1521 hat es Joachim I. dem Hans von Blumenthal verlehnt. Die Blumenthal erbauten hier nach 1560



Burgruine Kletzke

Foto: A. Langguth

ein festes Renaissanceschloß, das aus vier Flügeln bestand. Im wesentlichen ist nur der Nordflügel erhalten. Die Hoftür an diesem Flügel zeigt einen Renaissancetorbogen mit Nischen, die auf einen aus Sachsen kommenden Baumeister schließen lassen. Waagerechtes Gebälk und zwei Pilaster rahmen die Tür ein. Die Terrakottaplatten, welche als Schmuck angebracht sind, entsprechen der Mode der Zeit: der Fürstenhof in Wismar und das Alte Schloß in Freyenstein haben sie ebenfalls (1553 und 1556), sie stammen aus der Lübecker Werkstatt des Statius van Büren. „Römisch“ soll das Nordportal des Schlosses wirken — ein Rundbogen in Rustikaquadern, überlagert von einem flachen Giebeldreieck.

In askanischer Zeit gehörte das Land Wusterhausen zur Prignitz. Die Burg in Neustadt wird erwähnt 1407, muß aber viel älter sein. Sie muß auf der späteren Amtsfreiheit gestanden haben, die Stadt Neustadt erscheint urkundlich auch erst 1375.

Die ältesten Herren von Wusterhausen und Kyritz waren die Plote, um 1259 verloren sie beide Burgen an die Markgrafen. Die Burg in Wusterhausen stand schon 1232, sie stand auf einer Insel (Ostrow ist Insel) zwischen zwei Dossearmen, von denen der südliche, der sie von der Stadt trennte, eingegangen ist. Die deutsche Burg wurde mitten in den alten slawischen Burgwall hineingebaut, es war ein Platz etwas östlich vom Märkischen Hof.

Die erwähnte uralte Straße, welche von Havelberg über Wittstock nach der Peenemündung lief, war nach einer mecklenburgischen Urkunde von 1298 „groß und breit“, sie hieß der Hellweg. Die Prignitz reichte bis zum oberen Dossebogen, das Gebiet östlich der Dosse wurde mecklenburgerlesches Territorium, es reichte herunter bis Rossow und Netzeband. Erst allmählich sind die Bischöfe hier weiter nach Osten über die Dosse hinausgekommen. Schon durch die Gründungsurkunde des Bistums Havelberg 948, dann in den Bestätigungsurkunden Konrads III. 1150 und Friedrichs I. 1179 wird dem Bischof der Besitz von Wittstock zugesprochen, er hatte also den Anfangs- und Endpunkt des Hellweges, soweit er durch die Prignitz lief, in der Hand. Die Kaiser haben oft wichtige Punkte und Linien in der Hand der Kirche gegenüber Ansprüchen von anliegenden Vasallen neutralisiert. Die Slawen hatten schon diese Bedeutung von Wittstock erkannt, die Burg des Starosten von „Wizoca“ (Hochwasser) lag wie die in Kyritz im spitzen Winkel zwischen zwei Flußläufen, hier zwischen der Dosse und Glinze, in diesen starken Burgwall baute der Bischof seine Burg hinein. Die Stadt entwickelte sich nordwärts. Betritt man den Burgbezirk von der Stadt her, so quert man zunächst zwei Straßen: den Großen und den Kleinen Graben, es gab in Wirklichkeit hier nur einen Graben, erst nach der Zuschüttung erhielten die Straßen diese Namen. Das Amtstor — so hieß es, seitdem das kurfürstliche Amt hierher verlegt wurde — führt zunächst in die Vorburg. Hier standen einst die Stallungen, Wirt-

schaftsgebäude, Wohnungen für das bischöfliche Personal. Vor dem Amtsturm gab es wieder einen Graben und eine Zugbrücke. Nun steht man in dem fast kreisförmigen eigentlichen Burghof, der rings mit Gebäuden umgeben war. Dieser Hof wurde noch enger, als Bischof Johann von Wöpelitz 1399 die Burgkapelle hier hineinbaute, sie stand fast im Mittelpunkt des Kreises, etwas westlich davon. Die alten Fundamente der Gebäude sind durch Grabungen festgestellt worden. Über der Südostmauer der Burg lag, mit Aussicht auf Dosse und Glinzetal, der prächtige Sommersaal der Bischöfe. Er enthielt mittelalterliche Wandmalereien, sie stellten Kaiser Otto I. dar, der das Bistum 948 gegründet hatte, ferner den heiligen Norbert, den Stifter des Prämonstratenserordens, dem die Domherren von Havelberg angehörten, und die Reihe der Bischöfe bis auf Heinrich I., der die Burg zum Wohnsitz erkoren hatte. In protestantischer Zeit residierte hier Kurprinz Johann Georg, für seinen Sohn Joachim Friedrich das Bistum verwaltend. Er ließ die alten Fresken übertünchen, man habe die Bischöfe und Mönche lange genug angeschaut. Das Wassertor im Süden führte zum schiffbaren Fluß. Merians Stich von 1652 zeigt das Schloß noch unversehrt. Auf der Westseite steht ein runder Mauerturm mit Helm, hier wurde einst der Silberschatz des Bischofs aufbewahrt. Von all dem ist heute nur noch der „Amtsturm“ übrig, er ist vor 1300 gebaut. Über seinem Spitzbogeneingang hat er noch fünf Obergeschosse, deren Öffnungen zum Teil Türen waren, die auf den umlaufenden hölzernen Wehrgang führten. Über diesem erhob sich das Geschoß, welches außen durch vorgeblendete Spitzbogen ausgezeichnet ist. Das flach geneigte Dach stammt aus neuerer Zeit, ebenso das Wassertor.

Die Burg Goldbeck gehörte, da sie links der Dosse liegt, noch 1274 zu Werle, aber schon vor 1316 befindet sich hier eine bischöfliche Burg. In Dossow hat eine Burg nicht bestanden.

Freyenstein hat seine besondere Geschichte. Die Burg to dem Vrien Stein wird 1332 zuerst genannt, der Ort schon 1263. 1462 stand die Burg noch. Das in seinen Resten noch stehende Alte Schloß ist 1556 von den Rohr, das Neue Schloß hundert Jahre später erbaut. Freyenstein ist durch seine Lage bestimmt, der Abwehr werlescher Angriffe zu dienen. Ursprünglich gehörte es dem Bischof. Dies spiegelt sich noch im Wappen der Stadt wider; es zeigt in Silber wachsend die blau gekleidete Gottesmutter, auf dem linken Arm das Kind, in der rechten Hand einen Palmwedel haltend. Aber der Bischof gab es den Herren von Mecklenburg-Werle zu Lehen, wahrscheinlich nicht freiwillig. Die Markgrafen duldeten dies natürlich nicht, in einem Kriege mit Werle nahmen sie 1263 oder 1274 den Freyenstein wieder an sich. Wir wissen nicht, wie sie den Bischof abgefunden haben. Freyenstein blieb bis zum Ende der askanischen Zeit unmittelbar markgräfllich. 1319 kam es als Pfandbesitz an die Kröcher und Redern, die es an Werle verkauften. Durch den Vertrag an der Daber 1325 wurde es

wieder markgräfllich, die bayrischen Markgrafen gaben es an die mit ihnen aus Bayern gekommenen Rohr, die ja auch auf der nahen Meyenburg saßen. Die Rohr waren es, die an der Stelle der Burg das Alte Schloß bauten.

Burg Fretzdorf war die Grenzburg des Landes Kyritz gegen die Mecklenburger jenseits der Dosse, vor 1307 war der markgräflliche Vogt von Kyritz hierher übergesiedelt. Die Burg lag wie es sich gehört, dicht an der Dossebrücke. 1438 gab Kurfürst Friedrich II. die Burg mit fünfzehn Dörfern dem Bischof, 1439 wurde sie zerstört, wohl von den Mecklenburgern, der Bischof belehnte die von Warnstedt mit Fretzdorf (Frederikesdorp), welche bischöfliche Vögte wurden und die Burg wieder aufbauten, sie stand noch nach 1500. An ihrer Stelle steht heute das Schloß. Stüler hat es 1835 umgebaut, es ist aber inzwischen bis zur Unkenntlichkeit modernisiert.

Seit 1400 wurden durch die neue Waffe, die Kanone, alle Burgen militärisch wertlos. Indessen konnten die Nachkommen der alten Burgherren noch 500 Jahre lang als Grundherren ein arbeitsloses Leben führen.



Foto: A. Hoppe

*Vom Orkan gebrochen
Die „Völkerschlachteiche“ von 1813 am alten Rathausaal in Perleberg*

*Aufschwung in der kulturellen Massenarbeit
durch die Bildung der Beiräte für Kultur und Volksbildung
bei den Maschinen-Traktoren-Stationen*

In den vergangenen Jahren hat das kulturelle Leben auf dem Lande auch in unserem Kreise durch die Unterstützung unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates gute Fortschritte gemacht. Es wurden eine Menge kultureller Einrichtungen geschaffen, die alle dazu beitragen, die wesentlichsten Unterschiede zwischen Stadt und Land zu beseitigen und das allgemeine Bildungsniveau unserer Menschen auf dem Lande zu heben. Mit allem Ernst muß aber gesagt werden, daß alle diese Einrichtungen, seien es die Bibliotheken, die Kulturräume und -säle, die Filmveranstaltungen, die Lehrgänge der Kreisvolkshochschule, die Vorträge der Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse, die Vorträge des Kulturbundes, nicht voll genutzt werden. Das kann ernste Folgen bei der weiteren Entwicklung unserer Landwirtschaft haben; denn die kulturelle Arbeit in den Dörfern muß der Weiterführung der sozialistischen Umgestaltung unserer Landwirtschaft dienen.

Walter Ulbricht erklärte auf der 3. Parteikonferenz, daß die entscheidende kulturelle Aufgabe im 2. Fünfjahrplan darin besteht, in der DDR eine sozialistische Kultur zu entwickeln und sie dem ganzen Volke zu vermitteln. „Der Aufbau des Sozialismus erfordert, daß die Werktätigen ihr kulturelles Niveau ständig heben und sich die fortgeschrittensten Erkenntnisse der Technik und der Wissenschaft aneignen, um ihre Arbeitsproduktivität zu erhöhen und ihre schöpferischen Kräfte bei der Verwirklichung der großen Ziele unseres zweiten Fünfjahrplanes voll zu entfalten.“

Das kulturelle Leben muß mit den konkreten politischen und ökonomischen Aufgaben des Dorfes verbunden sein, mit anderen Worten, die Kulturpolitik auf dem Lande muß von dort aus geleitet werden, wo die Arbeiterklasse die stärksten ökonomischen und politischen Stützpunkte auf dem Lande hat und das sind unsere Maschinen-Traktoren-Stationen.

Auf Grund der Maßnahmen und Empfehlungen der IV. LPG-Konferenz faßte der Ministerrat am 26. Januar 1956 den Beschluß, daß die Räte der Bezirke und Kreise in Zusammenarbeit mit den Leitungen der MTS Beiräte für Kultur und Volksbildung bilden. Die Hauptaufgabe dieser Beiräte ist es, eine einheitliche, zielstrebige Führung und Planung der Kultur- und Volksbildungsarbeit in den Dörfern und Brigadestützpunkten und eine Koordinierung der Arbeit aller kulturellen Einrichtungen und der Massenorganisationen zu gewährleisten. Den Beiräten für Kultur und Volksbildung müssen die besten und aktivsten Kräfte der MTS-Bereiche in

kulturellen Fragen angehören. Die Anzahl der Mitglieder des Beirates soll in der Regel 15 Personen nicht überschreiten.

Mit der Verwirklichung dieses Programms wurde von der Abteilung Kultur des Rates des Kreises Perleberg sofort begonnen, und es gelang, für die Kultur- und Volksbildungsarbeit interessierte Menschen zu gewinnen.

Nach Absprache mit den Direktoren der MTS wurden die Termine für die Konstituierung der Beiräte festgelegt und diese bereits bis Mitte Mai gebildet. Nur der Beirat für die MTS Perleberg muß sich noch konstituieren; die Vorarbeiten hierzu sind in vollem Gange. Die Beteiligung an der Konstituierung war durchweg gut und läßt erkennen, daß unsere Menschen den kulturellen Fragen großes Interesse entgegenbringen.

Um den Beirat für Kultur und Volksbildung wirklich arbeitsfähig zu machen, und weil es etwas vollkommen Neues ist, wurden von der Abteilung Kultur die Kulturorganisationen zur Übernahme von Patenschaften gewonnen. In einer Zusammenkunft mit den Paten wurden die nächsten Aufgaben festgelegt, und es muß die vordringlichste Aufgabe der Paten sein, sich so schnell wie möglich den persönlichen Kontakt zu den Beiräten zu verschaffen.

Aufgabe der Beiräte ist es, Einfluß zu nehmen auf den kulturellen Teil des Dorfplanes; er arbeitet weiter Empfehlungen und Vorschläge auf dem Gebiete der Kultur- und Volksarbeit für die Organisationen und Ständigen Kommissionen bei den Gemeindevertretungen aus. Hierdurch wird die örtliche Initiative geweckt, und die Eigenverantwortlichkeit der MTS, VEG, LPG und Gemeinden gestärkt.

Der Beirat hilft, die Patenschaftsarbeit zwischen volkseigenen Betrieben, der Industrie, den Gewerkschaften, den kulturellen Einrichtungen und den VEG, LPG und Gemeinden und zwischen Volksbildungseinrichtungen zu organisieren.

Der Beirat unterstützt ferner die außerschulische Erziehung und hilft besonders bei der Verbesserung der Berufswerbung und Aufklärung zur Gewinnung der Schüler für die landwirtschaftlichen Berufe.

Der Beirat fördert die aktive Beteiligung der Intelligenz der Stadt und des Dorfes und unterstützt in Zusammenarbeit mit dem Volkskunstkabinett des Kreises das Volkskunstschaffen in MTS, LPG und Gemeinden.

Der Beirat unterstützt in Verbindung mit den örtlichen Vortragsaktivs die Tätigkeit der Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse und achtet nicht zuletzt auf die sinnvolle und zweckmäßige Verwendung und Ausnutzung der für die Kultur- und Volksbildungsarbeit zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel.

Die Beiräte für Kultur und Volksbildung im Kreise Perleberg werden sich im III. Quartal mit zwei Hauptaufgaben beschäftigen:

1. Herstellung des persönlichen Kontaktes mit den Ständigen Kommissionen für Volksbildung, Kultur, Sport und Jugendfragen bei den Ge-

meindevertretungen, mit dem zuständigen Kreistagsabgeordneten und den Sekretären oder Vorsitzenden der Dorfparteiorganisationen.

2. Übersicht über das Bibliothekswesen im MTS-Bereich — in welchem Zustand befinden sich die Bibliotheken, welche Bücher werden gelesen, nach welchen neuen Büchern besteht ein Bedürfnis von seiten der Bevölkerung, wie arbeiten die nebenamtlichen Bibliothekare, werden Buchbesprechungen durch die Kreisbibliothek durchgeführt usw.

Einige Beiräte werden sich noch zusätzliche Aufgaben stellen, das bleibt ihnen natürlich selbst überlassen; denn sie sollen ja die vielfältigsten Formen und Methoden finden, um der kulturellen Massenarbeit einen Aufschwung zu geben.

Den Mitgliedern der Beiräte für Kultur und Volksbildung sei an dieser Stelle zunächst gedankt für ihre Bereitwilligkeit, unmittelbar zur schnelleren Entwicklung des kulturellen Lebens auf dem Lande beizutragen. Wir wünschen ihnen bei der Arbeit viel Erfolg. Hoffentlich nehmen die Paten ihre Arbeit ernst, damit bald ein Aufschwung im kulturellen Leben auf dem Lande zu spüren ist und die Volksvertreter in ihrer Arbeit Unterstützung finden.

Wenn wir alle — Staatsapparat, Leitung der MTS und Paten — diese Aufgaben ernst nehmen, dann braucht uns um die Erfüllung des 2. Fünfjahresplanes auf kulturellem Gebiet nicht bange zu sein.

G Ü N T E R J A A P

Zum 7. November, dem Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution

Vor neununddreißig Jahren, im November 1917, leiteten die Arbeiter und Bauern Rußlands die Große Sozialistische Oktoberrevolution ein. Sie hatten die Worte Lenins verstanden. Die Arbeiter und Bauern des Sowjetlandes schufen den ersten sozialistischen Staat der Erde. Die Worte Lenins wurden zur Tat. Die Menschheit erwachte. Die Lehren Lenins gingen von Land zu Land, von Volk zu Volk.

Sowjetsoldaten — Arbeiter und Bauern in Uniform — zertraten 1945 den Faschismus und schenkten uns den Frieden. Gemeinsam mit den besten Söhnen der deutschen Arbeiterklasse und allen demokratischen Kräften bahnten sie unserem Volk den Weg in eine glückliche Zukunft. Wir schufen unter Anwendung der Lehren von Marx, Engels und Lenin die Deutsche

Demokratische Republik, den ersten Staat der Arbeiter und Bauern in Deutschland.

Somit hat der Sozialismus seinen Siegeszug auch in unserem Vaterland antreten können — dank der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Laßt uns daran denken, denn mit dem Sozialismus erwacht der neue Tag der Menschheit.

JOHANNES R. BECHER

Der an den Schlaf der Welt rührt — LENIN

Er rührte an den Schlaf der Welt
mit Worten, die Blitze waren,
sie kamen auf Schienen und Flüssen daher
durch alle Länder gefahren,
sie hißten als rote Fahnen sich
bei der großen Parade,
sie gingen von Mund zu Mund:
„Völker, hört die Signale!“

Er rührte an den Schlaf der Welt
mit Worten, die wurden Gewehre.
Wurden Beile, Geschütze,
Barrikaden, Heere —
Es zogen die bolschewistischen Truppen
von Minsk bis Samara —
Rote Reiter, fliegende Funken —
Metallene Sonnen versunken,
wetterleuchteten goldene Kuppeln
aus der Moskwa . . .

Er rührte an den Schlaf der Welt
mit Worten, die wurden Brot,
mit Worten, die wurden Armeen
gegen die Hungersnot.
Mit Worten, Kolonnen, die pflügten
Rußlands Acker jahraus, jahrein.
Mit Worten, die verfügten:
„Die Welt muß unser sein!“

Er rührte an den Schlaf der Welt,
daß in fünf Kontinenten,
wenn sein Wort ertönt, es wie Sturm-
glocke gellt

und als ob es Ketten zersprengte.
Sein Wort rührt auf:
Aufruhr, unterirdische Glut,
aller Arbeiter und Bauern
Fleisch und Blut . . .

Er rührte an den Schlaf der Welt
mit Worten, die wurden Maschinen.
Wurden Traktoren, Häuser,
Bohrtürme und Minen —
Wurden Elektrizität,
hämmern in den Betrieben,
stehen, unauslöschbare Schrift,
in allen Herzen geschrieben . . .

Er rührte an den Schlaf der Welt,
weh euch, ihr Schläfer, ihr Satten!
Lenins Worte peitschen wie Springflut
heran,

reißen die Massen aus ihrem Ermatten.
Er rührt, er rührt an den Schlaf der Welt
mit Fäusten, mit Fäusten Millionen,
mit Versammlungen, Streik,
mit Demonstrationen —

Wir rühren an den Schlaf der Welt
mit Worten, in Zuchthäusern begraben,
mit Worten, die erschossen sind,
die Hirne und Herzen haben —
Wir rühren, rütteln am Schlaf der Welt
solang, bis die Welt erwacht ist,
denn unser Wort ist Tat, und wir ruhen nicht,
bis das Werk, bis das Werk vollbracht ist.

Perspektiven des Obstbaues in Perleberg

Maßnahmen und Methoden des Instituts für Gartenbau in Marquardt bei Potsdam
zur Untersuchung dieser Frage

Es ist ein offenes Geheimnis, daß der Obstbau in der DDR im Vergleich zu dem anderer Länder, wie zum Beispiel Belgiens, der Sowjetunion, Dänemarks und Westdeutschlands erheblich zurücksteht. Mit Durchschnittserträgen von 12 kg je Baum im Jahr bei Kernobst und 15 kg bei Steinobst im Gebiet der DDR liegen wir wesentlich unter der Grenze der tragbaren Wirtschaftlichkeit (40 kg je Baum im Jahr). In der überwiegenden Mehrzahl der Angebote von Obst ist auch die Qualität recht minderwertig. Die Ursachen für die niedrigen Erträge liegen in den ungeeigneten Standorten, Obstärten und -sorten sowie im unzulänglichen Pflegezustand und in der Belastung mit überalterten Bäumen. Wir haben uns jedoch das Ziel gesteckt, jedem Menschen in der DDR in Zukunft im Jahr 80—100 kg Obst zur Verfügung zu stellen; 1954 konnten wir aus der eigenen Erzeugung nur 24 kg je Kopf der Bevölkerung liefern. Um unser Ziel im 2. Fünfjahrplan zu erreichen (50 kg je Kopf der Bevölkerung im Jahr), muß unsere Obsterzeugung beträchtlich gesteigert werden. Die Regierung der DDR bemüht sich mit allen Mitteln, diese Rückstände im Obstbau aufzuholen, wozu zahlreiche Maßnahmen in die Wege geleitet wurden.

Eine dieser vielen Aufgaben, die Standortkartierung des Obstbaues, hat das Institut für Gartenbau der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften in Marquardt (bei Potsdam) als Schwerpunktaufgabe übernommen. Sinn und Zweck der Standortkartierung ist es, das vorhandene Leistungsvermögen des Obstbaues festzustellen, Maßnahmen zur Leistungssteigerung vorzuschlagen, Ausweitungsgebiete nachzuweisen und neue Gebiete für den Anbau ausfindig zu machen. Diese Arbeiten beschränken sich selbstverständlich nur auf geschlossene Anbaugelände und größere Einzelpflanzungen, die für die Großversorgung unserer Bevölkerung wichtig sind. Bis Ende des Jahres 1957 sollen in der DDR 70 solcher Gebiete kartiert werden, wozu unter anderem auch Perleberg gehört.

Wie geht nun diese obstbauliche Standortkartierung vor sich? Den eigentlichen Kartierungsarbeiten geht ein gründliches Studium der geographischen Verhältnisse (Klima, Boden, Bodengestaltung, Wasserverhältnisse

usw.) der Gemarkung voraus, welches mit einer ausführlichen Begehung der Feldmark verbunden ist, um zunächst einmal die natürlichen Voraussetzungen für den Obstbau kennenzulernen. Im Anschluß an diese Vorarbeiten beginnt die eigentliche obstbauliche Standortkartierung, d. h. die vorhandenen Pflanzungen mit den verschiedenen Obstarten und -sorten werden von obstbaulich ausgebildeten Fachleuten in Flurkarten eingetragen und beschrieben. Dann werden alle Pflanzungen zu Standortgruppen zusammengefaßt, soweit sie ungefähr gleichartige Standortverhältnisse haben. In diesen Gruppen werden wiederum besondere Kennpflanzungen ausgewählt, bei denen man ganz genaue Untersuchungen und Beobachtungen über die Erfahrungen mit den Sorten anstellt. Im Institut in Marquardt werden Karteikarten für die einzelnen Pflanzungen angelegt, und es erfolgt eine umfassende Gesamtbeschreibung des Gebietes nach obstbaulichen, standortkundlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten, worin auch die Vorschläge und Anregungen zur Verbesserung des Obstbaues enthalten sind. Die Ergebnisse dieser Kartierung verwendet dann auch das Ministerium für Land- und Forstwirtschaft für die gesamte künftige Anbauplanung im Obstbau. Damit ist jedoch noch nicht der Nutzen der Standortkartierung erschöpft, denn die Ergebnisse werden auch dazu dienen, die natürlichen Standortverhältnisse in allen Anbaugebieten der DDR zu vergleichen und Standorttypen für besondere Sorten zu bilden, ganz abgesehen von dem großen wissenschaftlichen Wert, den diese Untersuchungen haben.

Wie steht es nun mit dem Obstbau und seinen Perspektiven in Perleberg? Wie schon erwähnt, wird auch in der Gemarkung Perleberg die Standortkartierung des Obstbaues bis Ende 1957 durchgeführt. Im Juli 1956 wurden bereits die Vorarbeiten abgeschlossen, wobei die geographischen, klimatischen und bodenkundlichen Verhältnisse in der Gemarkung genauer untersucht wurden. Im Zuge dieser Arbeiten war es notwendig, in die bisher über Perleberg erschienene Fachliteratur zu diesen Fragen einzusehen. Erschwert wurde diese Arbeit beispielsweise dadurch, daß nämlich die Deutsche Staatsbibliothek in Berlin nicht alle Bücher über dieses Gebiet vorrätig hat, da diese Bücher während des letzten Krieges mit anderen (insgesamt 1,75 Millionen Bände) nach Westdeutschland ausgelagert und bis heute nicht zurückgeliefert wurden! Weiterhin wurden die geologischen Spezialkarten und Gutachten der Staatlichen Geologischen Kommission, die Kartierungsunterlagen des Instituts für Bodenkartierung beim Ministerium für Land- und Forstwirtschaft und die langjährigen Meßergebnisse der Niederschlagsmeßstelle Perleberg und die der verschiedenen Wetterstationen in der Umgebung (Weßen, Kyritz, Marnitz und Dömitz) zur genauen Auswertung herangezogen. Nicht zuletzt wurden auch verschiedene Dienststellen und Fachkenner in Perleberg über die verschiedenen Probleme befragt, wodurch die einzelnen Angaben wesentlich ergänzt

wurden. Undenkbar wären jedoch all diese Arbeiten ohne ein persönliches Begehren der Feldmark gewesen, wobei die Gemarkung mit der umgebenen Landschaft, die Pflanzungen und Plantagen unter Augenschein genommen wurden, um die verschiedenen Angaben durch eigene Beobachtungen zu bereichern. Das Ergebnis dieser Arbeiten war ein ausführlicher Bericht über die natürlichen Verhältnisse in der Gemarkung Perlebergs, der nun den weiteren Kartierungsarbeiten, die im Jahre 1957 erfolgen werden, als Grundlage dienen wird. Da nun die eigentlichen Kartierungsarbeiten noch nicht durchgeführt worden sind, und somit auch die Ergebnisse von den Kennpflanzungen noch nicht vorliegen können, erscheint es verfrüht, hier schon endgültige Aussagen über die zukünftigen Perspektiven des Perleberger Obstbaues zu machen; das muß einem späteren Aufsatz vorbehalten bleiben. Mit einiger Vorsicht kann man jedoch auch jetzt schon einiges über die Aussichten des hiesigen Obstbaues sagen. Die natürlichen Voraussetzungen sind in der Gemarkung allgemein als günstig zu bezeichnen, wenn man von kleinen Frostlagen und Staunässegebieten in den feuchten Niederungen der Stepenitz und Landwehr absieht. Da dieses Gebiet gerade noch im Einflußbereich des ozeanischen Klimas liegt, während weiter östlich schon das kontinentale Klima stärkeren Einfluß hat, ist damit zu rechnen, daß man für Perleberg einen intensiveren Apfelanbau empfehlen wird, da diese Obstart im ozeanischen Klima gut gedeiht. Weite Gebiete Mecklenburgs sind aus demselben Grunde für einen erweiterten Apfelanbau geeignet; dabei ist jedoch zu bemerken, daß Mecklenburg für intensiven Obstanbau größtenteils Neuland ist, wenn man von kleineren Gebieten in den Kreisen Ludwigslust, Hagenow und Güstrow absieht. Gerade aus diesem zuletzt erwähnten Umstand ergibt sich, daß die Baumschulen und Pflanzungen in Perleberg für die Ausweitung des Apfelanbaues in Mecklenburg als Lieferanten von Pflänzlingen in großem Maße in Frage kommen können, denn bisher war es ja schon so, daß die Obstbauer aus Ludwigslust gern Pflänzlinge aus Perleberg holten, da sich diese erprobten Sorten auch im mecklenburgischen Bereich bei ähnlichen Standortbedingungen gut bewährt hatten. — Das sind soweit einige wenige, eventuell zu erwartende Perspektiven und Maßnahmen für die weitere Zukunft, — wobei es hier unbeantwortet bleiben soll, was aus der Anbauform des Obstbaues mit Unterkulturen werden soll, welche nicht zu größter Wirtschaftlichkeit führt. Festgestellt sei jedoch noch einmal, daß der Obstbau in Perleberg in die großen Vorhaben und Maßnahmen unserer Regierung zur Förderung unseres Obstbaues einbezogen ist und damit in einer großen Entwicklung mitgeführt wird, die den Obstbau in der DDR zum Qualitätsobstbau machen wird.

Dem Kirchturmshahn von St. Jakobi zum Gedächtnis

*Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen
Gefällt mir die Welt.*

(Goethe: Faust)

40 Jahre sind nun vergangen, seit am 27. November 1916 der Kirchturm der Perleberger St. Jakobi-Kirche aus nie mit Sicherheit geklärter Ursache ein Raub der Flammen wurde. Mit dem Wetterhahn, der ihn krönte, ging damals ein Wahrzeichen der Stadt zugrunde.

Kaum ein anderes Tier hat im Leben der Kulturvölker eine so vielseitige Rolle gespielt wie der Haushahn. Obwohl bei ihnen ursprünglich nicht heimisch, ist er seit frühester Zeit auch Haustier der Germanen.

In der Vorstellungswelt und im Brauchtum, in Sprichwörtern und Redensarten der germanischen Völker hat sein Bild einen festen Platz. Seit dem Mittelalter erscheint er auf den Dächern von Häusern und Türmen dargestellt. Wie kam es dazu, welchen natürlichen Eigenschaften verdankte er diesen sinnbildlichen Gebrauch?

Der Hahn, der als Trompete dient dem Morgen,
Erweckt mit schmetternder und heller Kehle
den Gott des Tages . . .

heißt es in Shakespeares Hamlet. Er kündigt als erster, noch ehe die Morgensonne grüßt, den jungen Tag, sein Ruf vertreibt die Finsternis. Er bringt das Licht und bannt die Nachtgespenster. So wird er als ein heilbringendes, den Menschen freundliches Geschöpf empfunden und in lichten Farben dargestellt. Er hat sein Gegenstück in dem der Göttin Hel geweihten schwarzen Hahn, dem menschenfeindlichen, der Unheil stiftet. Als roter Hahn ist er der Feuervogel, einer Feuergottheit geweiht und je nachdem, ob dabei an die leuchtende und wärmende Feuerflamme oder an den vernichtenden Feuerbrand gedacht wird, ein entweder Heil oder Unheil deutendes Sinnbild. Bei der Entstehung der Redensart vom Roten Hahn als dem Anstifter einer Feuersbrunst mag auch der Vergleich des gezackten feuerroten Hahnenkammes mit einer lodernden Flamme mitgespielt haben.

Der morgendliche Tagesgruß des Haushahnes klingt unterschiedlich. Sein Ruf ist nach der Volksmeinung hell und schmetternd bei guten, unscharf



Foto: Archiv Heimatmuseum Perleberg

und klagend bei schlechten Wetteraussichten. Auf dieser Eigenschaft wird es beruhen, daß der Hahn den Völkern des Altertums auch sonst als Weissager heilig war. Der Turmhahn hat dieses Erbteil übernommen; wird er doch nicht als bloßer Zierat, sondern in der Form der Windfahne angebracht, die ihn zum Wetterpropheten macht.

Aber nicht nur frühmorgens, auch tagsüber steht der Hahn seinen Mann. Stolz erhobenen Hauptes wacht er väterlich über seine Schar, warnt vor Gefahren, vermerkt alles besonders Auffällige und rügt Ungehöriges durch seine Stimme. Aus dieser Eigenschaft leitet sich die geläufige Redensart her: es kräht kein Hahn danach, wenn eine Sache als belanglos und nicht des Aufhebens wert gekennzeichnet werden soll.

Vieler Eigenschaften wegen haben die Menschen ihn also zum Sinnbild gewählt und als sprechendes Abbild gestaltet: er scheucht die Finsternis und bringt das Licht, er ist ein Feuergeist im guten wie im bösen Sinne, Hüter der Ordnung, wachsamer Mahner und Prophet. Als das Christentum bei den germanischen Volksstämmen Eingang fand, paßt es sich in vielem den alten eingewurzelten Vorstellungen an. Man braucht die genannten sinnbildlich gefaßten Eigenschaften des Hahns nur flüchtig zu überdenken, um zu verstehen, wie sie sich zwanglos im Sinne der neuen Lehre umdeuten ließen. So wird begreiflich, daß sein Bildnis, zum krönenden Schmuck der Kirchtürme erhoben, in Städten und Dörfern seit Jahrhunderten weithin die Lande und die Menschen grüßt.

*

Der 24. Juni 1854. Durch Perlebergs Straßen bewegt sich ein eigenartiger Umzug. Geleitet von der Musik der Stadtkapelle tragen zwei kräftige Zimmerleute auf einer Bohle den kunstvoll geschmiedeten Hahn, der nach dem Wunsche der Einwohner künftig den neubauten Kirchturm zieren soll. Freudig erregt bewundern die Bürger an Türen und Fenstern den stolzen Kerl, und die Jugend der Stadt umjubelt das güldene Wundertier. Im Vorraume des Rathauses wird er dann niedergesetzt, und jedermann kann das in der Werkstatt des Kunstschlossermeisters H. Behrens geschaffene Werk betrachten: das eiserne Gerippe trägt einen wohlgeformten Panzer aus starkem Kupferblech, der von Malermeister K. Thilow noch schön vergoldet worden ist.

Inzwischen ist das schwierige und gefahrvolle Richten des Turmes soweit gediehen, daß das Aufbringen des Kaiserstieles mit der Helmstange, der Kugel und dem neuen Hahn die mühsame Arbeit krönen kann. In die vom früheren Turm übernommenen Kugel sind zu den alten neue Urkunden und einige für jene Zeit merkwürdige Gegenstände für die Nachwelt hineingelegt und verschlossen worden. Nach altem Handwerksbrauch hält der bei dem Turm-Erbauer, Ratszimmermeister Stoßfalk, tätige Zimmerpolier Joh. Schultz die Weiherede. In üblicher Weise wird die glücklich

vollendete Arbeit gefeiert. Am späten Abend des Festtages grüßt der Hahn in 80 Meter Höhe die scheidende Sonne, und die laue sagendurchrauschte Johannismacht breitet über ihn ihre Flügel.

*

Da stand er nun droben in blauer Luft, drehte sich auf seinem langen Stelzbein und lugte hinaus ins Prignitzland. Eines seiner ersten Erlebnisse war ein recht merkwürdiges. Eines Tages, als die Bauleute gerade Mittagspause gemacht hatten, schwang sich ein 16jähriger Schlosserlehrling G. in unerhört tollkühnen Sätzen vom Baugerüst über die Kugel auf den schmalen Rücken des Hahnes und drehte sich mit ihm vor den Augen der entsetzten Bürgersleute ein paar Male lustig im Kreise herum. Dies war das letzte Mal, daß Menschenhand sich mit ihm abgab. Fortan war er ein Eigener, auf sich selbst gestellt. Was hat er nicht alles gesehen, erlebt! Könnte er reden, er würde wohl erzählen wie sein süddeutscher Vetter, „der alte Turmhahn“ in Mörikes Gedicht:

Zu Cleversulzbach im Unterland
Hundert und dreizehn Jahr ich stand,
Auf dem Kirchenturm ein guter Hahn,
Als ein Zierat und Wetterfahn.
In Sturm und Wind und Regennacht
Hab ich allzeit das Dorf bewacht.
Manch falber Blitz hat mich gestreift,
Der Frost mein roten Kamm bereift,
Auch manchen lieben Sommertag,
Da man gern Schatten haben mag,
Hat mir die Sonne unverwandt
Auf meinen goldigen Leib gebrannt.
So ward ich schwarz für Alter ganz,
Und weg ist aller Glitz und Glanz . . .

Freilich, so alt wie jener ward er nicht, schon im 63. Lebensjahre mußte er dahin. Aber Ungezählte haben zu ihm emporgeschaut. Den Einheimischen war der Kikeriki da oben ein vertrauter Geselle frühesten Kindheit; in der ersten Heimatkunde haben die Lehrer der Jugend aus seinem Leben Dichtung und Wahrheit erzählt. Die Primaner erprobten an ihm ihr mathematisches Können, indem sie aus Messungen auf dem Marktplatze die Höhe seines Standortes errechneten. Von fern grüßte er als erster Perleberger den, der in die Stadt kam; stand er doch im Knotenpunkt aller größeren Landstraßen, die hier zusammenlaufen. Gewohnheitsmäßig schauten die Bürger zu ihm, dem Wetterverkünder, auf; neugierig, sehnsüchtig oder besorgt, wohin er mit dem Schnabel weisen würde. Der Hahn und der Wind spielten in ihrer Vorstellungswelt überhaupt eine Rolle.

„Solange der Wind weht und der Hahn krählt“ war in ihrem Sprachschatz eine häufig gebrauchte Redewendung.

Zwei Menschenalter stand unser Hahn auf höchster Warte. Geschlechter sah er kommen und gehen. Die Häusermassen zu seinen Füßen verjüngten sich, das Straßennetz dehnte sich im Laufe der Zeiten. Was immer geschah in der Stadt und auf den Feldern und Wiesen ringsum, er hat es gesehen, soweit nicht rote Ziegeldächer oder grüne Baumkronen seinem Einblick wehrten. Wann immer die Glocken unter ihm riefen, sah er die Bürger bald spärlich, bald in Scharen zur Kirche kommen und wieder heimwärts gehen. An den Markttagen sah er die Planwagen der Bauern in die Stadt kommen und die Händler ihre Stände und Buden auf dem Marktplatz aufschlagen. Hier erlebte er die Feste der Bürgerschaft: die Umzüge der Schulen und Vereine, der Feuerwehr, der Schützen, Turner und Sänger, die Paraden der Ulanen und Artilleristen. Ihn ergötzte die Menge der allzeit Schaulustigen, das Gewimmel buntgekleideter Bürgerfrauen und -mädchen, das Gewoge feierlich-steifer Zylinderhüte. Er hörte den Klang der Musikkapellen, vielhundertstimmigen Gesang und die Ansprachen begeisterter oder beklommener Festredner. Durch die Zweige der nun vom Sturm gestürzten Friedenseiche blickte er auf die im Rathaus versammelten Stadtväter, die manchen guten Beschluß faßten, aber dann und je auch „Kirchturmpolitik“ trieben. Er schwieg stets, alles erlebte er in stoischer Ruhe, gutes und böses Menschenwerk. In hellen Nächten mag er mit dem lieben Mond herniedergeschaut haben auf manches heimliche Tun in verriegelten Giebelstübchen und Dachkammerlein. Er war ein stummer Zeuge aller Menschlichkeit. Seinetwegen konnte auch ein schlechtes Gewissen unbesorgt sein ob verübter Missetat und sich gar wohl dabei beruhigen: es krählt kein Hahn danach.

Aber näher als die Menschen da unten waren ihm die Lebensgefährten in der Höhe, seine schwarzen Vettern vom Kirchturm, die Dohlen, und der Wind, das himmlische Kind. Sein Leben lang haben ihm jene arg zugesetzt, gefoppt, bekrächt haben sie ihn und Huckepack mit ihm gespielt. Geduldig ließ er es geschehn, der gutmütige alte Gockel. Geduldig folgte er jeder Laune der unsteten Winde. Hart strichen die Stürme an seinem ehernen Leib vorbei; er wandte sich, wie sie wollten, aber unverrückbar stemmte er sich ihnen entgegen. Wohl zauste ein Sturm ihm einmal einen Federbusch aus seinem metallenen Kleid, aber er selbst wich und wankte nicht. So stand er, fest und unterschütterlich, ein redlicher Hüter der Stadt und der Stolz ihrer Bürger.

*

Der 27. November 1916. Totensonntag ist gewesen. In die blaugraue Morgendämmerung des folgenden Tages flackert einer Riesenfackel gleich der brennende Kirchturm von St. Jakobi über der aufgeregten Stadt. Unerkannt ist der Rote Hahn über ihn gekommen, machtvoll zwingt er sich



Foto: Archiy, Museum

Im Brandqualm nach dem Einsturz des Turmes

aus dem inneren Gebälk ins Freie und schlägt atemlos seine roten Feuerflügel zur Turmspitze empor. Gierig rast er aufwärts und, als suchte er ihn als sein eigentliches Opfer, dem Turmhahn zu. Starr vor Schreck sieht dieser den übermächtigen Gegner näher und näher wüten. Ein Hahnenkampf elementarster Art wird Ereignis, schauriger als der rohe Sport barbarischer Völker, ein Kampf entfesselter Natur gegen beseeltes Menschenwerk,

denn die Elemente hassen
das Gebild von Menschenhand.

Stolz und streitbar von Natur nimmt er den Kampf auf. Allen Stürmen hat er getrotzt, hat auf festem Grunde fußend sich gewandt allen Angriffen gestellt. Aber gegen die Flammenschläge dieses Gegners, der ihn von allen Seiten zugleich packt, ist er machtlos, wehrlos dreht er sich hierhin, dort hin, kreist wie ein Irre in Glut und Qualm. Der Turm, auf dem er steht, der ihm sonst Festigkeit und Halt gab, wird ihm zum Scheiterhaufen. Wohl sieht er für Augenblicke durch dichte Rauchwolken da unten aller Augen zu sich empor gerichtet, sieht beherzte Männer das Kirchendach ersteigen. Kann ihm noch Hilfe kommen von Menschenhand? Aber schon fühlt er es unter sich schwanken und beben, kein Flügelschlag hebt ihn befreit empor, die Macht der Tiefe bannte ihn,

Da war's um ihn geschehn,
Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn.

*

Da lag er nun den Menschen zu Füßen, über deren Erdenleben er vordem turmhoch erhaben war. Zimmerleute aus demselben Baugeschäft, dessen Gesellen ihn einst zur Höhe brachten, befreiten ihn von dem verkohlten Gebälk und trugen ihn ins Rathaus, an ebendieselbe Stelle, wo er einst in goldener Pracht zur Schau stand. Wieder konnte jedermann ihn betrachten, eine wahre Jammergestalt, verbeult und verbrannt, mit verrenkten und zerschlagenen Gliedern. Berufene Hände entnahmen der geborstenen Kugel sein bis zum Tode treu bewahrtes Vermächtnis, drei kupferne Kapseln. Die eine enthielt Schriftstücke, die 1826 bei einer Turm-Ausbesserung eingelegt worden waren. Eine zweite verschloß Nachrichten aus dem Jahre 1854 über die derzeitigen Verhältnisse der Stadt und im besonderen über die Baugeschichte des Turm-Neubaus. Hierin findet sich auch der Satz: „Es ist zwar in jetziger Zeit die Verzierung der Turmspitzen mit einem vergoldeten Kreuz üblich; mit Rücksicht darauf jedoch, daß die Kirche zu einer Zeit gebaut ist, wo solche Kreuze noch nicht angebracht waren, ist im Sinne des älteren Baustils ein Hahn gewählt worden.“ Die größte Überraschung bot die dritte Kapsel, die offenbar heimlich hineingemogelt worden war! Sie enthielt von dem damaligen Bauführer verfaßte „wahr-

heitsgetreue Nachrichten“, in denen er sich in bitterem Groll über die Verständnislosigkeit der Stadtverordneten und des Kirchenvorstandes ausläßt und an ihren menschlichen Eigenschaften kein gutes Haar läßt. Als rühmliche Ausnahme nennt er den Brauereibesitzer Hugo Wendt, dessen auch die Nachwelt als des Verfassers der Wendt'schen Chronik, der einzigen bis heute geschriebenen Stadtgeschichte Perlebergs, mit Dankbarkeit gedenkt. Alle geborgenen Schriftstücke und sonstigen Beigaben ruhen heute wohlverwahrt im Stadtmuseum. Und auch der Turmhahn selbst hat eine Zuflucht dort gefunden. Auf dem stillen welt- und zeitrückten Hof des Museums lehnt er müde, tatenlos an eine Hauswand. Vielleicht träumt er von jenem sagenhaften Vogel Phönix, der nach dem Feuertode aufersteht aus seiner Asche. Wird es auch ihm einmal beschieden sein, auf seinem wiederaufgebauten Turm neu zu erstehen in alter Herrlichkeit?

PROF. DR. ERICH SCHWARTZE, FRANKFURT AM MAIN

„Aus der Jugendzeit . . .!“

Erinnerungen eines alten Perlebergers

Es war im Jahre des Heils 1877, im Juni, als ich in Perleberg im Hause des Herrn Tuchtfeld in der Judenstraße das Licht dieser schönen Welt erblickte. Diese Straße heißt jetzt die Parchimer; das tausendjährige Reich hat sie umgetauft.

Ich habe meine Heimatstadt nur zwei Jahre mit meiner dauernden Gegenwart beglückt. Schon 1879 siedelten meine Eltern nach Frankfurt a. M. um, nicht ohne mich dahin mitzunehmen, und seitdem habe ich mit geringen Unterbrechungen immer dort gewohnt. Aber wir sind meine ganze Schulzeit hindurch immer wieder in den Sommerferien vier Wochen in Perleberg gewesen, und ich habe es auch als Erwachsener immer wieder besucht, zuletzt im Dezember 1944 bei der Hochzeit meines Neffen und Patenkindes Kurt Thiele. Jetzt kann ich leider nicht mehr hin, da mein hohes Alter und Krankheit es mir verbieten.

Wenn wir in Perleberg waren, dann wohnten wir immer im Hause meines mütterlichen Großvaters Louis Thiele, der auf dem Marktplatz, da, wo sich heute die Kreissparkasse befindet, ein großes Haus und ein nicht unbedeutendes Geschäft hatte, das er allerdings damals bereits seinem ältesten Sohne Gustav Thiele übereignet hatte. In dem altertümlichen schaufensterlosen Laden wußte ich sehr gut Bescheid.

In dem großen Ladentisch befand sich ein Schlitz, durch den das kleine „Geld in die darunter befindliche Schublade geworfen wurde. Nach Ge-

schäftsschluß, oft erst zwischen 9 und 10, denn von einem 8- oder 7-Uhr-Ladenschluß war damals noch nicht die Rede, wurde die Schublade geleert und die 1-, 2-, 5- und 10-Pfennigstücke in Häufchen geordnet, wobei ich oft mit Begeisterung mitgeholfen habe. Ich wüßte heute noch die Stellen anzugeben, wo damals die Schubladen mit der Schokolade und den Rosinen waren, und den Platz, wo die merkwürdig geformten Schnapsflaschen standen, deren eine später im Heimatmuseum zu sehen war. Eine enthielt einen wunderschönen roten, aber sicher sehr harmlosen Kirschlikör. Wenn ein gewichtigerer Kunde kam, bot mein Onkel ihm einen solchen Schnaps an, goß ein Gläschen voll und fragte beim Eingießen: „Ist es genug?“ Auf die bejahende Antwort sagte er dann: „Na, denn Prost!“ und trank den Schnaps selbst aus. Aber der verwunderte Kunde bekam dann natürlich auch einen. In der Nähe der Fenster befand sich im Boden eine aufhebbare Klappe, von der eine Treppe in einen großen Keller führte, in dem Wein und andere Warenvorräte aufbewahrt wurden. Ich hatte da unten immer ein leise unheimliches Gefühl, und das hat sich viel später bei mir zuweilen im Traum wieder eingestellt, wo ich diesen Keller als ein unendliches Labyrinth von finsternen und feuchten Gewölben wiedersah.

Viel freundlicher war es auf dem großen Flur, von dessen Decke die gewaltige Waage herabhing, die ebenfalls heute im Museum ist. Auf ihr wurde damals das Leder gewogen, denn das Geschäft handelte außer mit Kolonialwaren mit allem, was Schuhmacher und Sattler brauchten, vornehmlich also mit Leder. Dieses wurde in mächtigen halben Roß- und Rindshäuten, sogenannten Ripsen, angefahren und dann von den Gehilfen auf die Waage geschleppt. Aber auch meine Eltern und ich bestiegen sie, und zwar gewöhnlich am Anfang und am Ende der Ferien, um zu sehen, wieviel wir an Großmutter's nahrhaftem Tisch in den Ferien zugenommen hatten.

Trat man aus der Haustür und ging die fünfstufige Freitreppe hinab, die von zwei kurzen dicken Pfeilern flankiert war, die, weiß der Himmel warum, die Käse genannt wurden, dann gab es allerlei zu sehen. Gegenüber das Rathaus mit dem schönen Wappen mit seinem achtstrahligen Stern und den Perlen zwischen seinen Strahlen, und zur Rechten die mächtige Stadtkirche, damals noch mit dem gewaltigen Turm, der weithin das Wahrzeichen Perlebergs war, und von dem man fern in die Lande hinaussehen konnte, was ich oft genug getan habe. Hatte man Glück, dann kam aus dem Rathause der Ausrufer, der mit mächtiger Stimme der Bürgerschaft die Erlasse des hohen Magistrats verkündete. Der Mann machte mir einen gewaltigen Eindruck schon durch seinen langen dunklen Bart, noch viel mehr aber durch die Tatsache, daß er, vermutlich ein Invalide aus dem siebziger Krieg, nur einen Arm hatte.

Wenige Schritte nach links kam man zu der Pumpe, von der die Frauen und Mädchen in Eimern, die gewöhnlich zu zweien an einer Schultertrage

hingen, das Wasser holten. Der Wasserspender hieß im Volksmund die „Plumpe“, so daß ich lange glaubte, diese Wortform sei die richtige. Zwar stand auf dem großväterlichen Hof auch eine „Plumpe“, aber deren Wasser war wegen der möglichen Versickerung aus den nahe benachbarten Pferdeställen nicht einwandfrei und jedenfalls zum Trinken ungeeignet.

Ging man zur anderen Schmalseite des Marktplatzes, vorbei an der sehr verlockenden Lüdecke'schen Konditorei, wo es die beste Apfeltorte gab, die ich, wenigstens meiner Erinnerung nach, je gegessen habe, so stand man vor dem gewaltigen Roland, der von dem halben Dutzend seinesgleichen, die ich gesehen habe, entschieden der schönste ist. Als ich 1913 in mein jetziges Haus in Frankfurt einzog, schickte mir ein guter Freund aus Perleberg eine etwa $\frac{1}{2}$ Meter hohe Gipsnachbildung, die viele Jahre auf einem Postament in meinem Arbeitszimmer gestanden hat. Jetzt ist sie, wie so vieles andere, durch die Kriegswirren vernichtet.

Hinter dem Roland war schräg einerseits das Geschäft von Friedrich Wilhelm Schultz, schräg andererseits von Wilhelm Friedrich Schultz, und zum Überfluß an der Ecke der Poststraße ein dritter Schulz, der nach einem seiner Hauptgeschäftsartikel allgemein Seifen-Schulz genannt wurde. An der anderen Ecke der Poststraße war die Apotheke. Sie war der eine Eckpfeiler der langen Häuserfront, deren anderer das Haus meines Großvaters war. Die Apotheke hieß Löwen-Apotheke; die beiden großen Anfangsbuchstaben waren einmal schön rot gewesen, aber im Laufe vieler Jahre so verblichen, daß aus weiterer Entfernung nur noch öwen-potheke zu lesen war.

Von der Gegenecke des Marktplatzes ging es zum Garten meiner Großeltern. Schon der Weg war interessant. Links die Kobel'sche Brauerei, rechts das Wallgebäude, die alte Gänseburg, wo immer einige der damals in Perleberg liegenden blauen Ulanen Posten standen, denn in ihm war das Arrestlokal. Dann kam die Brücke über die Stepenitz, eine von den etwa zwölf, die im Gebiete der Inselstadt den Fluß auf seinen beiden Armen oder auf dem wiedervereinigten Lauf überqueren.

Und nun, jenseits des Hagens, war der Garten selbst. Er bestand aus drei Terrassen, deren unterste nur Blumenbeete und ein Wasserbecken mit einem kleinen Springbrunnen enthielt, während die mittlere, zu der man durch eine Art aus niedrigen, knorrig gewachsenen Lindenstämmen gebildeten Laube aufstieg, und die obere Terrasse große Beete mit Erdbeeren und Gemüse aufwies. Der Mittelweg war von zahlreichen Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen begleitet, von deren Früchten ich nach Belieben naschen durfte. Die untere Terrasse hatte ein hübsches, offenes Gartenhäuschen, und darin als besonderes Glanzstück bunte Fenster, durch die man die Welt je nach Wunsch rosenrot, himmelblau, strohgelb oder grasgrün sehen konnte. In dem Garten habe ich übrigens als Sekundaner meine ersten Rauchversuche gemacht, die mir nicht immer ganz gut bekommen sind. Ich habe dieses Laster trotz der Abmahnung meines nicht rauchenden

Vaters bis heute, also etwa 65 Jahre, beibehalten und viel Geld in die Luft geblasen. Aber ich fürchte, ich hätte es als Nichtraucher doch nicht zu einem Rittergut gebracht. Der Garten hat mir aber als kleinem Jungen zu meinem ersten selbstverdienten Gelde verholfen, indem mein Großvater mir für jeden erlegten Kohlweißling einen Pfennig bezahlte. Es läßt sich denken, daß ich diese Schädlingsbekämpfung mit Eifer und Erfolg betrieben habe. Ging man die Hagenpromenade weiter, so kam man bald an die Bäckerstraße, die Hauptgeschäftsstraße der Stadt, und dort sogleich zu der Stadtmühle. Im Hause meines Großvaters wohnte lange Jahre der Allerwelts-onkel Wenzel, zu dem schon meine Mutter Onkel sagte. Und dieser Onkel Wenzel war der Pächter der Mühle. Infolgedessen durfte ich mich oft dort herumtreiben, das Mühlengetriebe beobachten und, was das schönste war, den eigentlich für Korn- und Mehlsäcke bestimmten Fahrstuhl benutzen und auf ihm bis in das Dachgeschoß und wieder hinunter fahren. Onkel Wenzel war auch der Pächter der etwa eine Viertelstunde oberhalb der Stadt am Flusse liegenden Neuen Mühle, in der ich infolgedessen auch so ein bißchen Hausrecht hatte. Ich war oft dort. Jetzt ist sie schon lange keine Mühle mehr, sondern, wie ich höre, in ein hübsches und gern besuchtes Kaffeehaus umgewandelt.

Um noch bei den Mühlen zu bleiben: Damals gab es, wie wohl überall in Norddeutschland, so auch bei Perleberg noch Windmühlen. Schon vor der Einfahrt des von Wittenberge kommenden Zuges in den Perleberger Bahnhof sah man links deren drei stehen, und eine weitere stand an der Berliner Chaussee vor dem Dorfe Düpow, wohin ich oft gewandert bin. Auch ging es da von der Chaussee ab oft nach Spiegelhagen. An diesem Wege stand an einer Stelle ein Sauerkirschenbaum, dessen Früchte im Juli in bester Reife standen. Ich habe nie versäumt, im Vorbeigehen einige der schönen Kirschen zu mausen und zu schmausen. Ich hoffe, daß dieser Feldfrevler inzwischen verjährt ist. Von da wanderten wir zur Neuen Mühle und an der Stepenitz entlang nach Perleberg zurück. Auf den sumpfigen Uferwiesen wuchs reichlich das schöne Sumpferzblatt, dessen zierliche weiße Blüten auf dem hohen einblättrigen Stengel mich immer erfreuten.

Auf der anderen Seite des Flusses bin ich oft nach den Weinbergen gewandert, diesen Randhügeln eines alten Urstromtales mit schöner Sandflora, wo ich auch immer nach alten, merkwürdig gebildeten Steinformen gesucht habe. Weinberge hießen sie, weil dort früher, vermutlich auch aus sakralen Gründen, Wein gebaut wurde. Heute zum Glück nicht mehr, denn die Sorte wäre wohl so ähnlich gewesen, wie die berühmte Bomster Auslese, jedenfalls nicht so gut wie der, den der immer zu Scherzen aufgelegte Onkel Wenzel einmal in vorgerückter Stunde seinen Gästen als einen besonders feinen Südwein mit dem Etikett „Perlemont“ vorsetzte. Es soll ziemlich lange gedauert haben, bis einer der Herren dahinter kam, daß Perlemont ja eigentlich auf gut deutsch Perleberg heißt, und daß die

Trauben dieses „Südweines“ an heimatlichen Perleberger Johannisbeersträuchern gehangen hatten.

In der Stepenitz lagen damals dort, wo die beiden Arme sich trennen, im sogenannten Tangermann'schen „Gondelhafen“, Mietkähne, in deren einen ich bisweilen mit einem älteren Freunde flußaufwärts gerudert bin. Eines Tages hatten wir meine damals etwa achtjährige Cousine Käthe Thiele mitgenommen, die ja jetzt als Musiklehrerin und Chorleiterin in Perleberg eine sehr bekannte Persönlichkeit ist. Als wir mitten auf dem Flusse waren, kommandierte sie ganz trocken: „Haltet mal an, ich muß mir erst mal die Nase putzen“. Wir hielten als Kavaliere selbstverständlich an und Käthe putzte sich zu unserer Freude ausgiebig die Nase.

Ein beliebter Weg war auch der zum Forsthaus Bollbrück. Ich bin von da in den dreißiger Jahren auch mehrfach weitermarschiert nach Wilsnack, um die mächtige Wallfahrtskirche zu besichtigen und Moorbäder gegen meinen mich damals schwer plagenden Rheumatismus zu nehmen. — Ganz in der Nähe von Bollbrück besaß mein Onkel Gustav Thiele eine stark vermoorte Wiese, die dadurch interessant war, daß auf ihr massenhaft die „Wollblumen“ standen, d. h. die wollartigen Fruchtstände des Wollgrases. Dort habe ich auch das einzige Mal in meinem Leben in freier Wildbahn die bekanntlich unter Naturschutz stehende Sumpfschildkröte gesehen.

Krone und Gipfel meiner Ausflüge bildete aber das Forsthaus „Alte Eichen“. Solange der Onkel Wenzel noch bei meinen Großeltern wohnte, ließ er öfter seine dort in den Hofställen stehenden Müllerpferde anspannen und meine Eltern und mich, auch wohl mit anderen Verwandten oder Freunden, an den hübschen Anlagen mit dem Kriegerdenkmal und dem Schützenhaus vorbei, nach dem Forsthaus fahren. Später wurde zu dem Behuf der stadtbekannteste Fuhrwerksbesitzer Mosenheyer gechartert, den ich schändlicherweise in Hosenmeyer umtaufte. Wie deutlich steht mir das niedrige, behaglich breite Fachwerkhaus mit seinen Bewohnern in der Erinnerung. Die alte Frau Förster Schulz habe ich noch gut gekannt, während ich mich ihres Gatten nicht mehr entsinnen kann. Umso besser aber seines Nachfolgers Förster Frenzel und seiner prächtigen, immer freundlichen und liebenswürdigen Frau, die uns ihren guten Kaffee — echten, denn der Muckefuck war damals noch nicht erfunden — an einem der Tische hinter dem Hause servierte. Dazu wurden gewaltige Mengen des herrlichen Butterkuchens verteilt, den Großmutter Thiele uns mitgegeben hatte. Und dann ging es zur Pilzsuche in den Wald. Pfifferlinge gab es meist reichlich, und wer Glück hatte, fand auch wohl Steinpilze. Selbstverständlich wurden auch allerlei kindliche Spiele gespielt, an denen sich auch die Erwachsenen beteiligten. Ging man von der Vorderseite des Forsthauses ein paar Schritte weiter, dann stieß man auf einen kleinen Bachlauf, an dessen Ufern massenweise der schöne Hainwachtelweizen blühte mit seinen pyramidenförmigen Ähren goldgelber Blüten mit rost-

rotem Grund, die bei den einen Pflanzen von weißen, bei den anderen, besonders schönen von tiefblauen Stützblättern getragen wurden.

Das trauliche alte Haus steht nicht mehr. Der furchtbare Krieg hat es, wie so unendlich vieles andere Schöne, vernichtet, aber in meiner Seele lebt es weiter mit vielem anderen in der lieben Heimatstadt. Möge sie weiter blühen und gedeihen!

Interessantes für den Theaterfreund

Unter dieser Überschrift hatte ich Ihnen im Perleberger Kulturspiegel vom Juli 1956 einiges über den Spielplan des Landestheaters Parchim in der Spielzeit 1956/57 verraten. Falls Sie mir für einige Minuten Ihre Aufmerksamkeit schenken, will ich ein wenig über die bereits begonnene Arbeit und die z. Zt. laufenden Stücke ausplaudern.

Sie selbst werden es inzwischen auch erlebt haben, daß die angekündigte Verkürzung der Vorprobenzeit eingehalten wurde. Schon sieben Tage nach Eintreffen der neuen Künstlerkollegen und Wiederaufnahme der Arbeit nach den Ferien rollten die Autobusse über die Landstraßen, und der Vorhang öffnete sich an dreißig Spielabenden im Monat August für die Theaterbesucher.

Das war in der Hauptsache dadurch möglich, daß das Theater zwei Stücke aus der vergangenen Spielzeit, die nur in wenigen Orten gegeben waren, herüberziehen konnte. Das ermöglicht aber noch eine weitere Neuerung im organisatorischen Ablauf der Landbespielung. Bisher war es so, daß die einstudierten Werke (je ein Sprechstück und ein musikalisches Werk) nebeneinander und im Wechsel in allen Spielorten aufgeführt und nach Erfüllung aller Anrechtsvorstellungen von je einem neuen Werk abgelöst wurden. Das bedeutete, daß die in den jeweiligen Stücken beschäftigten Künstler durch zwei Monate hindurch täglich die gleiche Leistung vollbringen mußten. Dazu gehörte aber eine überaus große Konzentrationskraft, die nicht immer und von allen Darstellern aufgebracht werden konnte. Durch die Erweiterung des Künstlerkollektivs und durch Verbesserung in der Organisationsarbeit ist es jetzt möglich, daß vier bis sieben Stücke im monatlichen Spielplan erscheinen, die dann eine entsprechend längere Laufzeit haben. Das ergibt für die nachfolgenden Stücke eine längere Probenzeit und bedingt im Endeffekt eine Steigerung des künstlerischen Niveaus. Der Besucherkreis im weiten Spielgebiet des Landestheaters Parchim erhält also monatlich regelmäßig eine Theateraufführung wie bisher und wird die Entwicklung sicher dankbar anerkennen.

Nur für mich ist es dadurch schwieriger geworden, Ihnen in Ihrer Heimatzeitschrift etwas über die Inszenierungen zu erzählen, denn wie Sie aus

dem Kulturspiegel ersehen, gibt es im Kreis Perleberg vier Spielorte, die wahrscheinlich immer verschiedene Stücke zu sehen bekommen. Aber vielleicht interessiert Sie das, was ich Ihnen berichten will, auch noch nach dem Besuch der Theatervorstellung.

Die erste Inszenierung in der musikalischen Gattung ist „Der Vetter aus Dingsda“ von Eduard Künneke. Sicher werden Sie da sofort an den „armen Wandergesellen“ denken, der einmal in einem richtigen „weichen Himmelbett“ schlafen darf. Aber schon am Anfang des ersten Bildes wird Sie das Lied an den „Strahlenden Mond“ in die richtige Operettenstimmung versetzen. Wenn dann das Sängerpaar noch im „Märchenland“ auf „das lachende Augenpaar“ trinkt, dann haben Sie schon eine Reihe bekannter Melodien aufgenommen. Die richtige Einstellung zu diesem heiteren und melodienreichen Operettengeschehen erlangen Sie, wenn Sie den Rat des Fremden beherzigen, der da singt: „Kindchen, du mußt nicht so schrecklich viel denken . . .“

Das Parchimer Publikum hat den „Vetter“ gut empfangen und wird ihn wohl noch für eine ganze Reihe von Vorstellungen behalten wollen.

Nun noch schnell etwas über Eduard Künneke.

Vor etwa drei Jahren starb Künneke, fast siebzigjährig, in Berlin. Der geborene Rheinländer zeigte schon als Kind große musikalische Begabung. Sein Musikstudium absolvierte er in Berlin. Er blieb dieser Stadt treu und war als Kapellmeister u. a. am Neuen Operettentheater am Schiffbauerdamm tätig. Seine zuerst komponierten Opern wurden nicht sehr bekannt. Mit dem Singspiel „Das Dorf ohne Glocke“ errang er den ersten größeren Publikumserfolg, der sich mit der Uraufführung des „Vetter aus Dingsda“ (1921) zur Weltberühmtheit steigerte.

„Glückliche Reise“ ist Ihnen sicher bekannt, da diese Operette 1954/55 im Spielplan des Landestheaters Parchim aufgenommen war. Melodien aus „Die lockende Flamme“, „Die Vielgeliebte“ und „Herz über Bord“ kann man öfter im Rundfunk hören.

Die Sprechstückgattung wird in den nächsten Tagen mit dem Lustspiel „Der Diener zweier Herren“ von Carlo Goldoni aufwarten.

Das Stück macht uns mit den Freuden und Leiden eines jungen Italieners bekannt, der sich Dank seiner Pffiffigkeit Ihre Herzen genau so erobern wird wie die seiner zwei Herren.

Carlo Goldoni ist der klassische Lustspieldichter Italiens. Seine Hauptwerke sind u. a. „Mirandolina“, „Das Kaffeehaus“, „Der Brauthandel“. Durch seine Tätigkeit am Gericht als Rechtsanwalt hatte er die Möglichkeit, einen tiefen Einblick in die sozialen Mißstände seiner Zeit (18. Jahrhundert) zu tun, die er in seinen Stücken geißelte.

Für beide Theaterabende wünsche ich Ihnen recht viel Freude. Wenn es Ihnen angenehm ist, melde ich mich demnächst an dieser Stelle wieder.

LUISE SURKE

Das Heft enthält:

	Seite
Kurt v. Rönne: Herbst (Gedicht)	325
Hans Seiler: Eine Gemeinschaft und ihre Tätigkeit	326
Dr. Wegener: Die Burgen der Prignitz	330
Katharina Wahrig: Aufschwung in der kulturellen Massenarbeit	336
Günter Jaap: Zum 7. November	338
Joh. R. Becher: Der an den Schlaf der Welt rührt - LENIN (Gedicht)	339
Karl-Heinrich Busse: Perspektiven des Obstbaues in Perleberg	340
Dr. Paul Viereck: Dem Kirchturm-Hahn von St. Jakobi zum Gedächtnis	343
Prof. Dr. Erich Schwartze: „Aus der Jugendzeit . . .!“	350
Luise Surke: Interessantes für den Theaterfreund	355

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Straße 12

Kyritz: W. Anders, Kyritz, Robestraße 9

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: „Amtsturm Wittstock“, Foto: Artur Schacht

Novemberheft 1956 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten
der Kreise, Abt. Volksbildung u. Abt. Kultur, Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 769-56 - 5923



Zeichnung Walter Pittack